

durch Kredite, Landvergabe etc. die Übersiedlung in die Weiten Sibiriens und der zentralasiatischen Steppengebiete förderte, die erst nach der Fertigstellung der Transsibirischen Eisenbahn – die im übrigen im Artikel von V. A. Lamin (Novosibirsk) behandelt wird – zu Beginn des 20. Jhs in großem Stil ermöglicht worden war. Sibirien avancierte zu einem der großen landwirtschaftlichen Exportgebiete.

*Chramkovs* der amerikanischen Frontier-Diskussion entlehnte These, dass Sibirien zu einem melting-pot geworden sei, ist zumindest fraglich. Zwar wanderten allein zwischen 1906 und 1914 etwa drei Mio. Menschen, überwiegend Russen oder Ukrainer, aus dem europäischen Russland nach Sibirien ein. Dadurch gerieten die Ureinwohner Sibiriens fast überall in die Minderheit, doch blieben Ethnizität und Religion, wie *Chramkov* selbst einräumt, zentrale identitätsbildende Kategorien. Dass die eigentlich vom Staat intendierte „Russifizierung“ eine Chimäre blieb, versäumt *Chramkov* dem Leser mitzuteilen: Der Kulturtransfer war keine Einbahnstraße, wie das Phänomen der Jakutisierung bzw. Nativisierung zahlreicher Russen belegt. Russen wurden von den *inorodcy* akkulturiert, indem sie Sprache, Bräuche und Religion übernahmen und darüber ihre ursprünglichen einbüßten. Zwischen dem offiziellen imperialen programmatischen Anspruch und der sibirischen Realität lag eine unüberwindliche Kluft.

Der Sammelband weist zwei Schwerpunkte auf. Dem ausgehenden Zarenreich sind sechs Artikel gewidmet, der Stalinära vier, und zwar zu den Bereichen des Alten Glaubens und des „neuen Men-

schen“, der arktischen Expeditionen, des ersten Fünfjahrplans und der „wilden“ Sozialbeziehungen in Sibirien, die durch die Deportation Hunderttausender Kulaken und anderer „Feinde“ die Lebensverhältnisse vor Ort nachhaltig beeinträchtigten.

Welches Fazit lässt sich ziehen? Ein erkenntnisleitender roter Faden, der alle Beiträge strukturiert, ist nicht erkennbar. Auch vermag beispielsweise der impressionistische Beitrag von *Brigitta M. Ingemanson* über Vladivostok als Stadt in der Frontier nicht zu überzeugen, weil eine klare Fragestellung fehlt. Nichtsdestoweniger vermittelt der Sammelband insgesamt einen guten Überblick über wichtige Facetten der Geschichte Sibiriens und des Gesamtstaates. Der Band zwar enthält eine kurze Auswahlbibliographie, jedoch leider kein Register.

Lutz Häfner

**Sepp Linhart/Susanne Weigelin-Schwiedrzik (Hrsg.): Ostasien 1600–1900. Geschichte und Gesellschaft (= Edition Weltregionen), Wien: Promedia-Verlag & Verein für Geschichte und Sozialkunde 2004, 280 S.**

Wie schon die 1999 im gleichen Verlag erschienene Aufsatzsammlung „Ostasien. Geschichte und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert“ (hrsg. von Sepp Linhart und Erich Pilz, besprochen von mir in *Comparativ* H. 3, 1999) wurde auch der vorliegende Band als eine Art einführendes Lehrwerk konzipiert, das einen Überblick über die Geschichte ostasiatischer Gesellschaften – nunmehr für den als

„Neuzeit“ bezeichneten Zeitraum – gibt. Er ist das Resultat einer Reihe von Vorlesungen, die von China-, Japan- und Koreawissenschaftlern am Institut für Ostasienwissenschaften der Universität Wien gehalten wurde. Zugleich richtet er sich auch an Experten, die sich für vergleichende historische Forschung der Weltregion Ostasien sowie für theoretische und methodische Probleme globaler Geschichtsschreibung interessieren. In ihrer Einleitung geht die Mitherausgeberin *Weigelin-Schwiedrzik* zunächst auf den zu meiste unreflektiert gebrauchten Begriff „Ostasien“ ein und legt dar, warum die ca. 300 Jahre währende Zeitspanne zwischen 1600 und 1900 gewählt wurde: Sie geht von der auch für den Vorläuferband zutreffenden methodischen Kritik aus, es könne (auch an deutschsprachigen sich als „ostasienwissenschaftlich“ bezeichnenden Instituten) bislang „von einer Ostasienforschung eigentlich nicht die Rede sein“, da es „keine explizite Definition dessen, was unter Ostasien zu verstehen ist“, gebe und die „historische Entwicklung in China und Japan bzw. Korea nebeneinander“ gestellt bliebe (S. 10). Auch im englischsprachigen Raum werde schlicht davon ausgegangen, „dass es sich bei Ostasien um einen kulturell von China geprägten Raum handelt, der in Vergangenheit und Gegenwart ein großes Maß an Affinität aufweist“. Ausdruck dieser kulturellen Einheit seien dabei „nicht zuletzt die historisch in allen Ländern Ostasiens benutzten chinesischen Schriftzeichen als Grundlage der [...] schriftlichen Kommunikation. (ebd.)

Diese Forschungstraditionen aufgreifend, versucht der Band in beiderlei Hinsicht „einen Schritt

weiter zu gehen“: die gängigen Begrifflichkeiten zu hinterfragen, um einen reflektierten Umgang damit zu ermöglichen; und statt die drei Länder in den Beiträgen nur nebeneinander zu stellen, „in Anlehnung an die vorwissenschaftlich virulenten Auffassungen zur Einheit Ostasiens Themen zu formulieren, die ermöglichen, das Vereinde, das Vergleichbare und das Abweichende in der historischen Entwicklung dieser drei Länder herauszuarbeiten“. Damit soll ein Mosaik entstehen, das sich „nach und nach zu einem Gesamtbild zusammenfügt“ (ebd.). Den Zeitraum 1600–1900 habe man gewählt, da er die letzte Phase der vormodernen Entwicklung in dieser Region darstelle, „in der vieles weitergeführt wird, was für die vormoderne Phase und diesen Raum charakteristisch ist, und in der einiges vorbereitet wird, das den Übergang in die Moderne bis zum heutigen Tag prägt“ (S. 11). Im Anschluss an diese Explikation der Ziele des Sammelbandes werden die einzelnen Beiträge vorgestellt, deren Themen allesamt stark von der Frage nach dem jeweils spezifischen Übergang in die Moderne beeinflusst worden sind.

Einen Überblick über Ostasien von 1600 bis 1900 liefern der erste Beitrag von *Erich Pilz* (China), *Rainer Dormels* (Korea) und *Sepp Linhart* (Japan). *Richard Trappels*, *Dormels* und *Susanne Formanek* befassen sich daraufhin mit der Frage „Verschiedene Sprachen, gemeinsame Schrift?“ *Weigelin-Schwiedrzik* setzt sich mit dem chinesischen Modell der Regelung des Verhältnisses von Zentrum und Peripherie auseinander – einem Thema, das in dem Beitrag von *Margareta Griessler* über die Au-

Benbeziehungen Chinas in jener Zeit sowie von *Ralf Kauz* mit der Betrachtung von Chinas Westen und den vor allem dort ansässigen Muslimen im Verhältnis zu muslimischen Zentren und zu den mandchurischen Herrschern der Qing-Dynastie konkretisiert wird. *Klaus Vollmer* untersucht „Vorstellungen und Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung in Ostasien“. *Angela Schottenhammer* stellt „Landwirtschaftliche Entwicklungen in Ostasien“ dar (wobei Japan und Korea auf insgesamt nicht einmal zwei Seiten nur randständig behandelt werden; auch die Ausführungen zu China sind eher detaillierte Aufzählungen von landwirtschaftlichen Produkten, technischen Neuerungen bzw. Quellen, die darüber verfasst wurden). *Formanek* vergleicht „Familie und Bevölkerungsentwicklung in Japan und China 1600–1900“. *Linhart* beschreibt „Verstädterung und Populärkultur“, ebenfalls auf Parallelen und Unterschiede in Japan und China eingehend (die er als die „beiden großen ostasiatischen Kulturen“ bezeichnet, wovon konservative Geschichtsrevisionisten im gegenwärtigen Japan sehr angetan sein dürften), stellt für beide eine hohe Literarizitätsrate fest, was ihn angesichts der weiteren sehr unterschiedlichen modernen Entwicklung zu der Vermutung führt, dass dieser Faktor möglicherweise „doch keine sehr entscheidende Rolle“ für eine erfolgreiche Modernisierung gespielt habe (S. 195). *Hans van Ess* problematisiert den Begriff des Konfuzianismus als angeblich prägende Kraft in Ostasien und zeichnet seine – den unterschiedlichen sozialen Strukturen entsprechend – verschiedenen Ausprägungen als Welt- und Ordnungs-

anschauung in China, Japan und Korea nach; er ist (neben z. B. *Formanek*) einer der wenigen Autoren, der dabei von aktuellen Diskussionen über apologetische oder „kulturkämpferische“ Aussagen über neokonfuzianische Gesellschaften ausgeht und auch am Ende seines Beitrages nach dem Sinn von allzu groben Vereinfachungen in der Verwendung des Begriffes fragt: Was ist angesichts realer Entwicklungen in diesen drei Gesellschaften (Überalterung, Emanzipation der Frauen etc.) noch konfuzianisch? Läuft der Begriff nicht Gefahr, zu einer bedeutungslosen Chiffre zu werden? (S. 213f.)

Den Abschluss des Bandes bilden zwei Beiträge, die sich zu jüngeren und jüngsten methodenkritischen Auseinandersetzungen vor allem im Umkreis zu sich an Webers „Protestantismusthese“ reibenden modernisierungstheoretischen Ansätze positionieren: *Pilz* fragt „Warum nicht China? Fragen zum ‚Niedergang‘ des Reiches der Mitte nach 1800“ und *Wolfgang Schwentker* thematisiert „Die historischen Voraussetzungen ‚erfolgreicher‘ Modernisierung: Japan 1600–1900“. Letzterer, bekanntlich ein Weber-spezialist, ist zwar bemüht, die lange Zeit gängige Darstellung des japanischen Wegs in die Moderne zu relativieren, indem er ihre Charakterisierung als „erfolgreich“ (im Vergleich vor allem zu China) mit Führungsstrichen versieht und auf „Opfer“ verweist, die sie gefordert hat. Doch die Beschreibung von Staat und Gesellschaft als in „semi-feudalen Strukturen“ verbleibend, als „Teilmodernisierung“ (S. 262) verweist doch auf eine Herangehensweise, die mittlerweile als methodischer Eurozentrismus bezeich-

net wird. Das wird auch deutlich, wenn *Schwentker* die konstituierenden Merkmale von Modernisierung aufzählt (S. 256), die von der Modernisierungstheorie geprägt und letztlich dem „Gänsemarschmodell“ (Osterhammel) – bzw. dem Modell der „Aufholjagd nichtwestlicher Gesellschaften“ im Vergleich zur „westlichen“ Modernisierung – verhaftet bleiben. So ist es auch nicht verwunderlich, dass seine abschließenden acht Thesen zum Überblick des gesellschaftlichen Wandels in der Edo-Zeit einerseits und der Qing-Gesellschaft andererseits weitgehend kontrastiv ausfallen bzw. den Schwerpunkt eindeutig auf die Unterschiede beider Entwicklungen legen. Dieser methodische Teleologismus ist tendenziell auch in anderen Beiträgen zu entdecken. Bei Vergleichen (v. a. immer wieder zwischen Japan und China), werden Parameter zugrunde gelegt, die (bewusst oder unbewusst) modernisierungstheoretischen Ansätzen entnommen wurden (wie Bevölkerungsstruktur bzw. -wachstum; Alphabetisierungsgrad etc.) und die das westliche Ideal als Maß anderer Entwicklungswege zugrunde legen.

*Pilz* hingegen stellt diese Vorgehensweise insofern infrage, als er bei seiner Rekonstruktion einer (an der chinesischen wirtschaftlichen Entwicklung) exemplifizierten Auseinandersetzung zwischen der „California School“ und herkömmlichen „Niedergangsdarstellungen“ Chinas die Ausgangsperspektive letzterer (ebenfalls basierend auf der Idee der „nachholenden Entwicklung“) methodisch grundsätzlich problematisiert. Erstere hingegen habe (bei aller Kritik) versucht, Industrialisierung aus einer globalen Perspektive zu erklären bzw. nach

einer möglicherweise grundsätzlich anderen Zielstellung politischer Ökonomie im frühneuzeitlichen China zu suchen: „des Ausgleichs, der Vorsorge für benachteiligte Regionen auf Kosten der reicheren, also auf Prinzipien, welche die politische Ökonomie des Kaiserreiches geprägt hatten“, der zufolge China kein „Duplikat Europas“ ist (S. 241). Hier wird versucht, sich aus dem „Korsett“ (oder „Gefängnis“) lange Zeit unhinterfragter Prämissen der Erklärung von Moderneentwicklung zu befreien, die letztlich vor allem kontrastiv bleiben.

In diesem Zusammenhang sei abschließend noch kurz auf den Beitrag von *Vollmer* eingegangen. Er kommt meiner Ansicht nach dem in der Einführung gestellten Anspruch, „einen Schritt weiter zu gehen“ (als bloßes Nebeneinanderstellen bzw. als das Kontrastieren der unterschiedlichen nationalstaatlichen Entwicklungen der drei Länder auf der Folie des „westlichen“ Modells), am nächsten. Hier wird in klarer Fokussierung auf einen begrenzten Ausschnitt der neuzeitlichen Gesellschaften in China, Japan und Korea in der Tat der Versuch unternommen, strukturelle Gemeinsamkeiten in der Entwicklung von Eliten zum einen und des „niederen Volkes“ zum anderen herauszuarbeiten, ohne dabei Unterschiede auszublenden. Das gelingt *Vollmer* auch deshalb, weil er die Selbst- (bzw. Fremd-) Beschreibungen der genannten Gesellschaften, wie sie sich im Rahmen moderner nationalstaatlicher wissenschaftlicher Institutionen seit Ende des 19. Jh. etabliert haben, ebenfalls kritisch hinterfragt (basierend auf neuesten historiographischen methodischen Ansätzen u. a. in Japan). Beispielswei-

se sei hier das Gesellschaftsideal der Ständehierarchie shi-nō-kō-shō genannt, die vielfach noch immer als zentrales Struktur- und Darstellungsmerkmal von frühneuzeitlicher Geschichtsschreibung gilt, dabei aber entscheidende Phänomene und Entwicklungsprozesse ausblendet. Weitere Versuche, Ostasien historisch (aber auch aktuell) zu erforschen und zu beschreiben – also eine wirkliche Ostasienwissenschaft zu etablieren –, sollten vor allem daran anknüpfen, was in diesem Beitrag angedacht und angegangen wurde. Um so ärgerlicher ist es daher, dass gerade dieser Beitrag nachlässig bzw. gar verfälschend redigiert wurde: es ist unvorstellbar, dass im ursprünglichen Manuskript von *Vollmer* von „Tokyo“ (statt „Kyoto“) als dem Sitz des japanischen Kaiserhauses die Rede ist; und der vom Autor zitierte und für seine Argumentation wichtige japanische Mediävist Amino taucht dann leider im Literaturverzeichnis nicht auf. Generell leuchtet übrigens nicht ein, warum (auch in anderen Beiträgen) bestimmte aus dem Japanischen stammende Termini in ihrer Schreibweise ungewöhnlicherweise „eingedeutscht“ wurden: so u. a. „Schogunat“ statt „Shogunat“, „Tokyo“ statt „Tōkyō“, „Osaka“ statt „Ōsaka“.

Mit dem Hervorheben dieses Beitrags sollen jedoch Informationsgehalt und Anregungspotential der anderen Aufsätze des Bandes keineswegs geschmälert werden. Empfehlenswert ist seine Lektüre in jedem Fall – sowohl als Wissensquelle zu den einzelnen abgehandelten Themen für Studenten der entsprechenden ‚Area Studies‘ und darüber hinaus, als auch um einen Einblick in den Stand der Forschung

und Lehre der hiesigen Ostasien-Geschichtswissenschaft zu erhalten. Die vorliegende Mischung von Themen und Ansätzen spiegelt wohl wider, was die (historische) „Ostasienwissenschaft“ im deutschsprachigen Raum gegenwärtig auch aufgrund ihrer überkommenen institutionellen Struktur zu leisten in der Lage ist. Nach wie vor sind der nationalstaatlich geprägte institutionelle akademische Rahmen („Sino-logie“/China; „Japanologie“/Japan; „Koreanistik“/Korea – wobei sich die hierzulande völlig unzureichende Präsenz Koreas als wissenschaftlicher Gegenstand sich leider auch in diesem Band niederschlägt) und methodischer Nationalismus einander homolog. Wirklich überwunden kann das nur werden, wenn auch Veränderungen in der institutionellen Landschaft erfolgen. Und: Es muss hierzulande wohl auch stärker zur Kenntnis genommen werden, was wissenschaftlich diesbezüglich in Ostasien selbst geschieht. Nicht zuletzt der seit einigen Jahren die Öffentlichkeit Japans, Chinas/Taiwans und Koreas weit über fachhistorische und -pädagogische Kreise hinaus bewegende sog. „Geschichtsschulbuch-Streit“ hat dazu geführt, dass Experten zumindest Japans und (Süd-)Koreas, in Anfängen aber auch Chinas (und Taiwans!), sich zusammenfinden und gemeinsam darüber nachdenken, was „Ostasien“ für jedes Land einzeln und als gemeinsam bewohnte Region bedeutet: in seiner Vergangenheit, seiner Gegenwart und auch mit Blick auf seine Zukunft. Vor diesem Hintergrund wachsen auch die Bemühungen um eine transnationale Geschichtsschreibung, die die Verflechtungszusammenhänge auf subnationaler, nationaler und

supranationaler Ebene herausarbeitet. Dass solche Versuche alles andere als einfach sind, liegt auf der Hand, ist doch vor allem die jüngere, moderne Vergangenheit vom japanischen Kolonialismus geprägt gewesen. Von Interesse sollten daher für hiesige Experten nicht nur die Resultate solcher Geschichtsdarstellungen sein, sondern auch die Art und Weise, wie sie zustande kamen.

Steffi Richter

**Manfred Hettling/Bernd Ulrich (Hrsg.): Bürgertum nach 1945, Hamburg: Hamburger Edition, HIS 2005, 437 S.**

Kann man nach 1945 noch von einem Bürgertum sprechen, wie es sich im ausgehenden 18. Jh. europaweit formierte? Diese Frage wurde in der Bürgertumsforschung lange Zeit gar nicht gestellt, und wenn, dann wurde sie entschieden verneint. Erst in den letzten Jahren wird das rigorose Diktum vom Ende des Bürgertums zunehmend in Zweifel gezogen, ohne dass ein ähnlicher Forschungsboom zur Geschichte des Bürgertums des 20. Jh.s damit ausgelöst worden wäre wie er vor einigen Jahren zum 19. Jh. beobachtbar war. Der Aufsatzband „Bürgertum nach 1945“ wagt sich insofern auf ein noch wenig erschlossenes, lange sogar verminntes Gelände.

Die von *Manfred Hettling* in seiner fundierten und anregenden Einleitung konstatierte zunehmend positive Konnotation des Begriffs „Bürger“ macht offenbar Mut, dieses nun zu betreten. Statt dem vielstimmigen und lautstarken Chor von Abgesängen auf das Bürgertum

weiter zu lauschen, plädiert er dafür, „nach fortdauernden Elementen von Bürgerlichkeit zu fragen und sie als wirkungsmächtige Faktoren in der Geschichte der Bundesrepublik ins Bewusstsein zu rufen“. (S. 19) Für ihn haben lange übersehene Fragmente vergangener Bürgerlichkeit die Wandlungsprozesse der deutschen Nachkriegsgesellschaft mit initiiert und ihnen ihren „bürgerlichen“ Stempel aufgedrückt. Nicht zuletzt der häufig mit Verwunderung registrierte Erfolg der Bundesrepublik, so *Hettlings* emphatische These, hängt mit dem Fortwirken bürgerlicher Traditionen zusammen.

Diese Thesen werden, mehr oder minder explizit, in vier Abschnitten des Bandes mit Leben gefüllt. Im wahrsten Sinn des Wortes geschieht das in den autobiographischen und biographischen Skizzen, u. a. dem Interview mit Reinhard Koselleck, den Selbstzeugnissen von Bedrich Loewenstein und Günter Wirth und den Ausführungen von *Heinz Bude* über Hellmut Becker, Joachim Fest, Joscha Fischer. Aber auch in den unter dem zweiten Abschnitt versammelten Aufsätzen von *Josef Mooser*, *Ulrich Bielefeld*, *Kai Linnemann* und *Bernd Ulrich* sind es vor allem exemplarische Bürger der Bundesrepublik, die in unterschiedlichen Bereichen mehr oder weniger erfolgreich Mosaiksteine einer „bürgerlichen Gesamtordnung“ konzipierten. Dieser Schwerpunkt des Bandes, die Fortexistenz des Bürgertums am Beispiel einzelner Bürger und gelebter Bürgerlichkeit zu demonstrieren, leuchtet sehr ein. Er erweist sich vor allem dann als besonders instruktiv, wenn namentlich Vertreter der Niedergangsthese wie *Reinhard Koselleck* und der von